

Region

Eine ehemalige Kinderbettlerin erzählt

Aus Bettlerclan befreit Die Moldauerin Elena L. wurde als Neunjährige zum Betteln in St. Petersburg gezwungen. Heute hilft sie der Fremdenpolizei Bern bei der Präventionsarbeit.

Rahel Guggisberg

Die europaweit verbreitete, organisierte Bettelei ist schwer zu durchschauen. Oftmals stehen die Beteiligten stark unter Druck. So stark, dass sie nicht erzählen, unter welchen Umständen und in welchen Strukturen sie leben müssen. Die 28-jährige Elena L. (Name geändert) aus Moldau konnte den Teufelskreis durchbrechen. Sie steht heute in regelmässigem Kontakt mit der Fremdenpolizei der Stadt Bern.

Dabei schildert sie den Berner Behörden, wie diese Netzwerke ticken. Dank ihren Informationen hat auch der Leiter der Fremdenpolizei Bern, Alexander Ott, das System Agora entwickelt. Er sagt dazu: «Bei der organisierten Bettelei werden die Menschen ausgebeutet. Das System der Clans wird zunehmend auch in die Schweiz importiert.»

Elena L. hat sich bereit erklärt, dieser Zeitung zu erzählen, wie sie als junges Mädchen gezwungen wurde, in Russland betteln zu gehen. Und wie sie es schaffte, der Kontrolle durch die Bettlerbande zu entkommen. Das Gespräch findet per Telefon statt.

Die Verschuldung

Als Elena neun Jahre alt ist, werden sie und ihre Mutter von einer Bande in Moldau, dem östlichen Nachbarland von Rumänien, zur Bettelei gezwungen. Die damals 25-jährige Mutter ist seit vielen Jahren Alkoholikerin. Mit dem Vater von Elena hat sie seit deren Geburt keinen Kontakt mehr. Er aber verkaufte dann das Haus, in dem sie seit vielen Jahren mit dem Kind lebte. Es befand sich in einem kleinen Dorf in der Nähe von Chisinau, der Hauptstadt von Moldau.

Die Mutter leiht sich in ihrer Not Geld bei der moldauischen Bande aus, um eine Wohnung zu mieten. Plötzlich heisst es: Das Geld muss zurückbezahlt werden. Weil sie aber keines hatte, bestimmen die Bandenchefs, dass sie mit der Tochter betteln gehen muss. Sie werden mit dem Bus nach St. Petersburg in Russland gebracht. Nun sind sie 1700 Kilometer entfernt von ihrer Heimat. Warum sie in der russischen Grossstadt betteln müssen, findet Elena L. nie heraus.

Sie wohnen bei Verwandten der Bandenmitglieder, bei denen die Mutter Schulden hatte. Elena L. lebt mit ihrer Mutter in einem separaten Teil in der Wohnung. «Ich weiss heute, dass sie uns so unter Kontrolle behalten wollten», sagt Elena L.

In St. Petersburg beginnt für das Kind ein hartes Leben: «Jeden Morgen um 5 Uhr musste ich schmutzige, alte Kleider anziehen. Nach einem kleinen Frühstück wurden wir an unsere Standorte gebracht. Ich allein, ohne die Mutter. Um 21 Uhr holte mich die Bande wieder ab. Das ganze Prozedere spielte sich immer gleich ab, sechs Tage die Woche.» Elena erzählt, sie habe jeweils rasch Geld von den Passanten bekommen.

Plötzlich gab es Vorgaben

Am Anfang habe sie keine Vorgaben erhalten. «Als ich zehn Jahre alt wurde, sagten sie mir dann, ich müsse pro Tag eine be-



Bettlerinnen und Bettler werden oft von Clans an geeignete Orte gebracht (Symbolbild). Foto: Getty Images

stimmte Summe Geld erbetteln. Diese entsprach umgerechnet rund 110 Franken.» Wie sie zu dem Geld komme, sei egal. «Schlimm für mich war, dass manchmal korrupte Polizisten kamen, die mir alles wieder abnahmen. Das bedeutete für mich, dass ich wieder bei null anfangen musste.»

Elena L. sagt, sie sei an jedem Arbeitstag unter einem enormen psychischen Stress gestanden. Wenn sie nicht genug Geld hatte, wurde sie geschlagen. In St. Petersburg habe sie damals viele Familien kennen gelernt, die zahlreiche Kinder hatten. Manche hätten beim Betteln auch verstümmelte Babys dabei gehabt. «Ich musste neben sehr vielen verstümmelten Menschen betteln. Einige hatten keine Arme mehr, oder ihnen fehlte ein Bein. Das war für mich ein Trauma, welches mich bis heute verfolgt», sagt Elena.

Die Bandenmitglieder hätten sie genau instruiert, was sie zu sagen hatte, wenn jemand sie ansprach oder ihr jemand helfen wollte. Sie sagt: «Wir Bettlerinnen und Bettler haben alle einen anderen Namen von der Bande bekommen. So wurden wir Teil ihrer Familie.» Elena L. musste bei einer Kontrolle sagen, dass sie freiwillig bettelt und das Geld be-

halten könne. Dann hatte sie eine Telefonnummer bei sich, die sie den Behörden gab, damit die Bandenmitglieder sie nach der Polizeikontrolle abholen konnten.

Papierlos, ausgeliefert

Ausweglos erschien Mutter und Tochter die Situation damals auch, weil sie keine Pässe mehr hatten. Die Bandenmitglieder hatten ihnen diese direkt nach der Ankunft in Russland abgenommen. Jeden Abend mussten Elena L. und ihre Mutter das gesamte Geld abgeben.

«An meinem einzigen freien Tag, am Montag, bekam ich dann

«Schlimm für mich war, dass manchmal korrupte Polizisten kamen, die mir alles wieder abnahmen.»

Elena L.

immer 10 Franken Sackgeld. Ich freute mich darüber und begriff damals noch nicht, dass das im Verhältnis zu dem, was ich verdienen musste, nichts war», sagt Elena L. Wenigstens zu Essen bekam sie immer genug.

Die geplante Zwangsheirat

Als sie 13 Jahre alt wurde, wurde die Mutter von den Bandenmitgliedern gefragt, ob sie einverstanden sei, dass Maria mit einem vier Jahre älteren Mann verheiratet wird. Die Mutter willigte ein. Doch Elena wehrte sich dagegen, sie wollte das nicht. Sie erzählt: «Ich wusste damals

schon, dass solche Männer ihre Frauen manchmal zwingen, als Prostituierte zu arbeiten. Das osteuropäische Eherecht ist im Vergleich zu demjenigen in Westeuropa rückständig.» Elena L. entschied sich dann, etwas zu unternehmen. Sie versuchte mehrmals, Polizisten anzusprechen, um Hilfe zu bekommen. Sie wurde jedes Mal geschlagen. Sie gab nicht auf und fing deshalb an, die Polizisten in ihrem Umfeld genau zu beobachten.

In dieser schwierigen Situation erlebte das Mädchen einen weiteren Schicksalsschlag: Eines Tages verschwand ihre Mutter,



Elena L. will nicht erkannt werden. Sie hat aber dieses Bild von sich zur Verfügung gestellt. Foto: zvg

ohne ihr etwas zu sagen. Jetzt war sie ganz allein auf sich gestellt und total verzweifelt. Bis heute hat Elena L. die Mutter nie mehr gesehen.

«Ich vertraute auf meine Menschenkenntnis und wusste nach jahrelangen Beobachtungen der Polizisten, welchen von ihnen ich in meiner Notlage erzählen konnte», sagt sie. Ein Polizist erschien ihr vertrauenswürdig. Sie ging zu ihm, schilderte ihm ihre Lage und bat ihn um Hilfe.

Odyssee in Heimen

Dieser Polizist half ihr dann tatsächlich. Er veranlasste, dass sie durch die Vermittlung der IOM nach Chisinau in eine Schutzeinrichtung gebracht wurde. Die IOM ist die Internationale Organisation für Migration, eine Unterorganisation der UNO. Drei Monate durfte sie in dieser Einrichtung bleiben.

Danach wurde sie in weitere Heime gebracht, bis sie im letzten mit 14 Jahren zur Schule gehen konnte. Schulbildung hatte sie bis dahin kaum genossen. Sie musste in der ersten Klasse beginnen und konnte dann immer wieder Klassen überspringen.

Das ganze Erlebte kam während dieser Zeit mit voller Wucht wieder in ihr hoch. Sie kämpfte mit ihren Emotionen, hatte Alpträume. Zudem war sie gestresst, dass sie die ganze Schule nachholen musste, und trauerte auch um ihre verschwundene Mutter.

Sie war suizidgefährdet

Während eines Jahres war sie stark suizidgefährdet, versuchte sich das Leben zu nehmen. Unterstützt von Psychologen schaffte sie es, sich aufzurappeln. Elena L. sagte dann der Heimleitung, sie wolle bei einer Pflegefamilie wohnen. Die Heimleitung half ihr, diesen Wunsch umzusetzen. Schliesslich fand sie eine Familie, bei der sie sich wohlfühlte. Doch das Zusammenleben gestaltete sich zuerst herausfordernd. «Es war für mich schwierig, mich an Regeln zu halten. Mit der Zeit konnte ich es aber lernen», sagt sie. Noch heute pflege sie zu dieser Pflegefamilie einen innigen, herzlichen Kontakt.

Wichtig war ihr auch, einen guten Job zu bekommen. Sie schloss eine Ausbildung zur Buchhalterin ab. Danach absolvierte sie mit 21 Jahren ein Jura-studium. Heute ist sie bei der Polizeiakademie in Chisinau angestellt und arbeitet im Finanzbereich. Elena spricht Englisch, ihre Muttersprachen sind Rumänisch und Russisch. Elena L. kam im Rahmen eines Projekts mit einer Nichtregierungsorganisation in die Schweiz. «Es fällt mir schwer, über das Erlebte zu sprechen. Mit meinem Beitrag will ich die Behörden sensibilisieren, aber auch die Zivilgesellschaft», sagt Elena. Zugleich gibt sie zu bedenken, dass die Armut in den betroffenen Ländern zunehmend grösser und grösser wird. Ihr geht es auch darum, die Korruption zu minimieren und die Bildung der Menschen zu fördern.

Sie lebt derzeit allein, möchte aber später eine Familie gründen. Einen Freund habe sie noch nicht. Auch heute brauche sie viel Zeit, um zu Mitmenschen Vertrauen aufzubauen.

Wie es zum Projekt «Agora» kam

Erstmals mit der Einführung der erweiterten Personenfreizügigkeit mit der EU ab 2002 stellte Alexander Ott, Leiter der Fremdenpolizei, in der Stadt Bern eine Zunahme von ausländischen Bettlergruppen fest. «Es waren unter anderem viele allein reisende Minderjährige, die bettelten. Wir mussten aktiv werden.» Otts Abteilung lancierte eine aufwendige Überwachung der Bettelnden. Zudem versuchte er, mit Betroffenen in Kontakt zu treten. Er sagt: «Wir brauchten viel

Zeit und Durchhaltewillen, um das System der Bettler zu verstehen.» So gibt es etwa die Bettler auf der Strasse sowie die sogenannten Läufer, welche das Geld dann an sich nehmen.

«Hinter vielen Bettlern aus Osteuropa entdecken wir ausbeuterische Strukturen», sagt Ott. Im Jahr 2008 wurde darum das Projekt «Agora» ins Leben gerufen. Die Berner Fremdenpolizei weitete die Kontrollen aus und befragte die angehaltenen ausländischen Bettler hinsichtlich möglicher Ausbeutungen. «Wir verfolgen eine Doppelstrategie, welche sowohl den Opferschutz als auch die Täterverfolgung beinhaltet», sagt Ott.

Dazu gehörte die Vernetzung mit Partnerorganisationen und Behörden wie dem Staatssekretariat für Migration oder dem Bundesamt für Polizei. Zudem tauschte Ott sich mit Experten in anderen Ländern aus, etwa in Österreich, aber auch mit den Auslandsvertre-

tungen der Herkunftsländer, um die Täter zurückzuführen.

Diese koordinierte Vorgehensweise habe dazu geführt, dass die Bundeshauptstadt bei den organisierten Banden immer unattraktiver geworden sei. So habe die Anzahl Bettler aus Osteuropa stetig abgenommen. In der Stadt Bern ist Betteln zwar nicht verboten, doch verfügt jemand nicht über eine Aufenthaltsbewilligung, so wird er oder sie ins Herkunftsland zurückgeführt. (rag)